

Marburger Zeitung.

Nr. 114.

Sonntag, 23. September 1866.

v. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Austellung ins Haus monatlich 10 fr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 fr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 fr. Inseraten-Steuergebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Wie die deutsch-österreichische Bevölkerung, so ist auch die ungarische über die bisherige Politik der freien Bahn sehr verstimmt. Die ungarischen Blätter gestehen jetzt, schreibt man der „N. Fr. Presse“ aus Pest, daß die September-Politik sich durch nichts von der gehakten Schmerling'schen unterscheidet, als dadurch, daß sie den Völkern jenseits der Leitha auch den kleinsten Rest eines Verfassungslebens genommen. Die Art und Weise, wie die Regierung die Ausgleichsfrage, deren Lösung sie doch als ihr einziges Ziel proklamirte, in die Hand nimmt, vernichtet hier jede Hoffnung, daß überhaupt dieser Ausgleich jemals zu Stande kommen wird. Die Regierung nimmt mit der Linken, was sie soeben mit der Rechten gegeben; unendlich schwer kann sie sich auch zu dem kleinsten entschiedenen Schritte entschließen; stets kommt sie mit ihren Maßregeln den Ereignissen nachgehinkt, und noch immer ist es ihr nicht gelungen, zu begreifen, daß es mit den alten Mitteln und kleinlichen Kunstgriffen nicht gelingen könne, den Staat zu reformiren und zu stärken.

Die Hoffnung, der Friede mit Preußen werde ein „beständiger“ sein, haben wir nie getheilt und werden in dieser Ansicht bestärkt durch einen Bericht der „Rheinischen Zeitung“, der man aus Berlin meldet: „Begrifflich ist es, daß in unserer Armee dem Nachzittern des kriegerischen Geistes kein Dämpfer aufgesetzt wird, und daß die Friedensfeste in einer so eminenten Militär-Monarchie, wie unser Preußen es heute ist, von den Siegern von Königgrätz mit Empfindungen gefeiert werden, die nichts weniger als den ewigen Frieden verheißen. In unseren Offizierskreisen ist man durchaus nicht der Ansicht des gewerbe- und handeltreibenden Philistertums, daß die neueste kriegerische Epoche Preußens heute schon als geschlossen betrachtet werden dürfe. Im Gegentheil sei anzunehmen, daß, ehe noch der kommende Winter vergeht, die Rüstungen für eine neue Ära ruhmreicher Thaten wieder beginnen und die Armee, verstärkt durch die Truppen der neu erworbenen Provinzen, im Frühjahr noch entschiedeneren Siegen entgegengeführt werde. Thatsache sei, daß im Kriegsministerium die Arbeiten fortgesetzt werden, die einer raschen Orga-

nisation der neu erworbenen Wehrkräfte Preußens entsprechen; daß der große Generalstab mit Arbeiten beschäftigt sei, die nicht bloß für einen Verteidigungs-, sondern auch für einen Angriffskrieg des norddeutschen Bundes berechnet seien. Endlich würden der gegenwärtigen Demobilisirung solche Schranken gesetzt, daß die Vermuthung nahe liege, man schicke in leitender Region die Eventualität baldiger kriegerischer Vorkommnisse nicht aus. Zum Belege hiefür wird in jenen militärischen Kreisen erzählt, daß heute und gestern telegraphische Ordres an die Militär-Befehlshaber in den Provinzen abgegangen seien, welche die Cistierung des Verlaufs der Landwehr-Kavallerie-Pferde anordnen.“

Die Behauptung des Grafen Bismarck, die Polen des Großherzogthums Posen seien preussische Patrioten, wird von Ladislaus Plater in einem Briefe an das „Journal des Debats“ widerlegt. Das Privilegium des preussischen Patriotismus, welches man den Polen ertheilt, die gezwungen sind, in der preussischen Armee zu dienen — meint Graf Plater — ist etwas gar zu sonderbar. Alle Welt weiß, daß die Polen tapfer sind in der Schlacht, selbst wenn man sie zwingt sich zu schlagen. Woher sollte auch dieser Patriotismus der preussischen Polen stammen? Eine gute und gerechte Politik sollte nicht zweierlei Maß und Gewicht haben, und das Prinzip der Nationalität in Posen eben so wie in Berlin respektiren. Wenn dieses Prinzip und jenes der nationalen Einheit in Deutschland und Italien gesiegt haben, so sollte man nicht daran verzweifeln, es dereinst auch in Polen siegen zu sehen. Es liege im Interesse Deutschlands, zwischen sich und Rußlands eine große Nation aufzustellen, die frei und unabhängig sei, und deren Aufgabe es stets war, Europa als Schutzwehr gegen den Einbruch der Barbarei zu dienen.

Ueber die Verleihung des Hubertus-Ordens an Bismarck sprechen sich die meisten bairischen Blätter mit großer Entrüstung aus. Die „Pfälzer Bzg.“ schreibt: „Schwer ist es allerdings, eine solche Auszeichnung von Seite unserer Regierung zu fassen, noch schwerer, sie zu entschuldigen. Dem gesunden Menschenverstande und dem öffentlichen Rechts- und Sittlichkeitsgefühl wird es immer unbegreiflich bleiben, wie eine Regierung, die bisher auf Recht, Treue und Anstand

Der Breitenhans.

Erinnerungsblatt auf ein vergessenes Grab,

von
J. Frey.

(Fortsetzung.)

Unter den vielen zurückgebliebenen bekümmerten Herzen war eines, das einen gar sonderbaren Kampf zwischen wehmüthiger Freude und tiefem Leide zu bestehen hatte. Dieses Herz schlug in der Brust Breneli's, des Untervogts junger, lieblicher Hausfrau. Das hing folgendermaßen zusammen. Breneli war die einzige Tochter aus dem Gaischofe, dessen Besitzer neben dem Alt-Untervogte der reichste Mann in der Gemeinde gewesen. Die Kinder waren von den Vätern einander schon in früher Jugend bestimmt, und Breneli mochte es recht wohl leiden, als der wackere Sohn des Untervogts mit den begonnenen Jünglingsjahren auch die üblichen Rittgangsbesuche anfang; aber eben so gerne sah es, wenn den bestimmten Bräutigam der junge Breitenhans bei den nächtlichen Besuchen begleitete. Und das geschah oft genug. Die beiden Jünglinge waren von der Schule an unzertrennlich wie Milchbrüder, und selten ward Einer an Frier- oder Markttagen ohne Begleit des Andern gesehen. Breitenhans war bei Weitem nicht so reich, wie der Sohn des Untervogts. Sein Vater sah nur zu Lehen auf der Breiten, einem dem Junker von Rued gehörigen Berghofe; aber wer ihn sah und mit ihm umging, mußte ihn lieb gewinnen. Er war eine von den bevorzugten Gestalten, deren Adel auch durch den unscheinbarsten Zwischrock schimmert; dabei heiter, freundlich und bescheiden. Gar manches Mädchen schaute ihm sehnsüchtig nach, wenn er die Straße daherkam, unbestritten der schönste Bursch thalau und ab; aber er selbst hatte noch nie daran gedacht, einen eigenen Rittgang zu gehen; am meisten Vergnügen fand er, seinen Kameraden zu Breneli zu begleiten, er wußte selbst nicht recht warum.

Aber was war es mit Breneli, daß es immer das freundlichste Wort an Hans richtete, ihn jedesmal beim Abschiede bitten mußte, seinen Liebsten das nächste Mal wieder herzubegleiten? War es geschmeichelte Eitelkeit oder noch etwas Anderes? Ach, es schlummern in dem Herzen, das unter dem ländlichen Nieder schlägt, eben so tiefe Gefühle und Leidenschaften, als in der Brust, über welcher goldene Spangen den Seiden-

mantel zusammenhalten. Und endlich kommen diese Gefühle ebenfalls zu Tage und werden sich klar und offenbar. So war's auch bei Breneli und Hans der Fall.

Es war am Abend vor einem Musterungstage, als des Untervogts Sohn und sein Genosse wieder vor Breneli's Fenster saßen. „Sieh, Breneli,“ sagte der Geliebte, „ich nähme dir's übel, wenn du morgen nicht mitkäme; die Leute würden ja Wunder was meinen.“ — „Laß doch die Leute meinen,“ war die Antwort, „ich mag nicht recht. Sieh, es ist mir so zuwider, als müßte mir ein großes Unglück begegnen. Geh' allein diesmal, ich bitte dich; wenn Hans bei dir ist, werdet ihr euch schon erlütigen können.“ — „Ja, aber wenn du nicht mitgehst,“ warf dieser ein, „so ist mir's, als müßt' ich auch lieber zu Hause bleiben.“ — Das Mädchen blieb die Antwort einige Augenblicke schuldig. „Se nun, so denn,“ sagte es endlich, „wenn's so ist, werde ich kommen müssen. Aber nun geh' nach Hause, — schlaf' wohl, Hans! — gute Nacht, Christian!“

Die beiden Freunde gingen schweigend neben einander durch das Buchenwäldchen, das den Gaischof vom Dorf trennt. Christian blieb plötzlich in einer Lichtung stehen und legte sich auf einen Wurzelstock, dessen halbverfaultes Holz, vom Monde beleuchtet, einen unheimlich zitternden Schein verbreitete. „Sieh, Hans,“ sagte er düster, „auf dieser Stelle wurde mein Großvater erschlagen, als die Buche gefällt wurde, auf deren Stod ich hier sitze. Es sind viele Jahre her und ich erinnere mich kaum noch, wie sie ihn auf einer Bahre heimbrachten; aber ich wollte, es fiele jetzt eine andere Buche über mich und sie könnten mich auch todt heimtragen.“ — „Was du nicht redest,“ sagte Hans, „versündige dich nicht; komm, es ist hier so unheimlich.“ — „Nein,“ entgegnete Christian, „wenn ich todt wäre — sieh, ich möchte dir's so gerne gönnen. Es hat dich doch viel lieber als mich.“ Hans schrak sichtlich zusammen, antwortete aber Nichts. Hastigen Schrittes ging er dem Dorfe zu, daß ihm sein stiller Gefährte kaum zu folgen vermochte. Es war, als ob er vor sich selber fliehen möchte. Wie er in dieser Nacht geschlafen, hat er Keinem erzählt; aber am folgenden Tage war der sonst so lustige Wachtmeister bleich und still, und selbst als Wein und Tanz die allgemeine Heiterkeit zu Gesang und lautem Gejubil gebracht, sah er theilnahmslos und in sich gefehrt, so manche Rederei oder freundliche und besorgliche Frage auch an ihn verschwendet wurde. „Sieh,“ sagte endlich Breneli leis und schüchtern, „dir zu lieb bin ich hergekommen, und jetzt hast du mich noch nicht einmal um einen Tanz gefragt.“ Hans zuckte, wie von einem Schlage

hielt, dem siegreichen Unrecht huldigen und dasselbe mit einem Zeichen der Anerkennung und des Triumphes schmücken konnte. . . . Kennt man in München so wenig die Stimmung der Bevölkerung, um ihr auch dieses noch zu bieten? Und darf man sich wundern, wenn bei uns zuletzt alles aus Rand und Band geht? Bei solchen und anderen Vorkommnissen der letzten Zeit kann der Freund unseres Vaterlandes nur mit Sorge und Bekümmerniß an die Zukunft Baierns und seiner Dynastie denken. Giebt es auf dem bisherigen Wege fort, so dürfte eine Katastrophe schwerlich ausbleiben.“ Die „Fürther Abendztg.“ bemerkt über denselben Gegenstand: „Es bestätigt sich also doch, das Graf Bismarck den Hubertus-Orden erhalten hat — eine Dekoration, die nur fürstlichen Personen und solchen zu Theil wird, die der König als „vorzüglich würdig“ hiezu erkennt. Wir haben von der ganzen europäischen Ordenswirtschaft keinen absonderlichen Respekt, aber da in den maßgebenden Kreisen nun einmal die Sitte herrscht, auf diese Weise „Verdienste“ zu belohnen und „Auszeichnungen“ zu spenden, so drängt sich uns die Frage auf: worin denn nach Ansicht unserer hohen Regionen die Verdienste Bismarcks bestehen, die einer so außerordentlichen Anerkennung würdig sind? Der schlichte Unterthan erlaubt sich zu fragen: Wer hat den Krieg angefangen? Noch erscheinen lange Listen von Belohnungen und Belobungen derjenigen unserer Soldaten, welche sich in dem jüngsten Krieg vor dem Feinde ausgezeichnet haben, und schon wird der Entfacher jenes Bruderkrieges mit dem höchsten bairischen Orden decorirt.“

Der Großherzog von Hessen-Darmstadt, der in Folge des Friedensschlusses mit Preußen nach zweimonatlicher Abwesenheit zurückgekehrt, veröffentlicht eine Ansprache „an sein Volk“, in der es u. A. heißt: Wir haben nicht bloß die Wunden zu heilen, welche der Krieg unserm Hessen geschlagen hat, wir haben auch mit der Neugestaltung unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes in einer die gerechten nationalen Ansprüche befriedigenden Weise zu beginnen. Der alte Rechtsboden, auf dem wir hätten fortbauen können, ist zusammengebrochen. Wir müssen nun die Vervollkommenung des durch die Macht der Thatfachen geschaffenen neuen Rechtszustandes zum Gegenstand unserer Sorge machen. Mein eifriger Wunsch war, den Bund, welcher dormalen den Norden Deutschlands umfaßt, auf das ganze große Vaterland ausgedehnt zu sehen. Rücksichten, deren Befriedigung nicht in meiner Macht liegt, standen bis jetzt der Erfüllung meines Wunsches entgegen. Aber wie ich stets seit meinem Regierungsantritte, neben dem Wohle meines hessischen Landes, das Glück und die Größe des gemeinsamen deutschen Vaterlandes und die Kräftigung des dasselbe umschlingenden Bundes angestrebt habe, so werde ich auch für die Zukunft dieses Ziel nicht aus dem Auge verlieren. Ich rechne dabei auf das Vertrauen und die Unterstützung meines guten und bewährten Volkes. — Die preußischgefinnte „Befreie Zeitung“ schildert die Lage dieses Großherzogthums als eine ganz unmögliche. Darmstadt bleibe nichts übrig, als mit seinem ganzen Gebiete dem norddeutschen Bunde beizutreten. „Seht die darmstädtische Kammer“, schreibt das Bremer Blatt, „den Eintritt des ganzen Landes in den norddeutschen Bund durch, so wird man vielleicht weniger zu beklagen haben, daß nicht ganz Oberhessen für Preußen gewonnen wurde. Denn dann ist die Mainlinie glücklich überschritten, dann hat Baden unmittelbar Fühlung gewonnen und kann zu gelegener Zeit thun, was es längst wünscht. Dann ist die Schwarzwaldlinie an die Stelle der Mainlinie gesetzt und alle etwaige Gefahr, welche noch im Süden drohen könnte, so gut wie beseitigt. Für diese Entwicklung ist es von Wichtigkeit, daß sich das Ministerium Rathy-Tollh in Baden allem Anschein nach erfreu-

lich befestigt, ein Ministerium, von dem man Alles erwarten darf, was im Süden irgendwie für das deutsche (preussische) Interesse geschehen kann.“

Wie aus Paris mitgetheilt wird, soll man dort neuerdings, „in Anbetracht der veränderten Verhältnisse in Italien“, mit dem Plane umgehen, den September-Vertrag zu vertagen und Rom vorberhand nicht zu räumen. Es soll auch gegenwärtig wieder mit dem alten Plane, Süd-Italien einem Napoleoniden zuzuwenden, geliebäugelt werden: die Gährung auf Sizilien soll diese Hoffnung nicht unwesentlich beleben.

Die Führer der Randioten haben an die Vertreter der Schutzmächte folgende Erklärung gerichtet: Die in Kanea residirenden Vertreter der christlichen Mächte sind bereits lange von dem Bescheid in Kenntniß gesetzt worden, den der Großvezier der Central-Kommission und dem Volke Kretas auf die gerechten Beschwerden gegeben hat, welche die Unterzeichneten der hohen Pforte unterbreitet haben. Außerdem ist es den Vertretern der christlichen Regierungen bekannt, daß wir durch die Maßregeln der Willkür, der Gewalt und des Betruges seitens der Behörden zu der öffentlichen Erklärung gezwungen waren, daß uns nichts Anderes übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen, um unsere Ehre, unser Leben und unser Hab und Gut zu vertheidigen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Unter diesen traurigen Umständen haben die ehrerbietigsten Unterzeichneten, welche im Auftrage des Volkes den Titel „General-Versammlung der Kretenser“ führen, es als eine unumgängliche und heilige Pflicht erachtet, eine neue Rechtfertigung zu veröffentlichen, um die Grundlosigkeit und Ungerechtigkeit der türkischen Regierung darzuthun. Da aber die Unterzeichneten keine Mittel haben, das Rechtfertigungsschreiben nach Konstantinopel zu befördern, ist dasselbe zur Veröffentlichung durch die Presse nach Griechenland gesandt worden. Wir fügen die Abschrift dieses Berichtes in der Hoffnung hier an, daß die Herren Vertreter der Mächte dahin wirken werden, ihre Regierungen über die Kunstgriffe und die Trugschlüsse aufzuklären, wozu die hohe Pforte, deren Vornahme wir vergeblich angerufen haben, ihre Zuflucht nimmt. Wir erlauben uns, die Aufmerksamkeit der Herren Vertreter der Mächte auf folgende Thatfachen zu richten und deshalb ihre Unterstützung anzurufen. Wir wären das Opfer der Intrigue und der Täuschung geworden wenn wir den wiederholten Versicherungen des Serdar Schehid Pascha, daß er von der hohen Pforte bevollmächtigt sei, mit uns über die kretensische Frage zu verhandeln, Glauben geschenkt hätten und nicht schleunigst, die an ihn schon abgeschickten Gesandten zurückberufen und die Waffen nothgedrungen zu unserer Vertheidigung ergriffen hätten. Die Noth zwingt uns, dem feindlichen Heere Widerstand zu leisten, wenn man versuchen sollte, uns aus den Orten zu verdrängen, wohin wir uns mit unseren Frauen und Kindern geflüchtet haben, bis unser Schicksal durch die christlichen Mächte entschieden sein wird. Zugleich bringen die Unterzeichneten zur Kenntniß der Herren Vertreter der anderen und besonders der drei Schutzmächte die Profanation und Beraubung folgender Kirchen: der heiligen Kyriada in Kydona, des heiligen Demetrius, der heiligen Jungfrau, des heiligen Pantaleon in Rethymo und der Kirche der heiligen Wandlung; alle diese Entweihungen der Heiligthümer sind von der kaiserlich türkischen Armee verübt worden. Bei diesen Gräueltthaten hat man es nicht bewenden lassen, sondern friedliche, unbewaffnete Leute verstümmelt und gepeinigt, bloß weil sie sich weigerten, Adressen zu unterschreiben, die den Zweck haben, zu leugnen, daß wir irgend welchen Grund zu Wünschen und Beschwerden haben.

getroffen. „Nit, nit,“ sagte er mit weicher Stimme, als er in Breneli's Auge eine Thräne sah, „ich bin nicht böse; komm, wir wollen tanzen.“ Und sie tanzten davon, immer wilder und toller, als ob sie nicht mehr von einander lassen könnten und als ob heute der letzte Fiedelbogen springen müsse. Hans war wie neugeboren; er trank und sang und half den allgemeinen Jubel bis zur lärmenden Tollheit steigern. Der allmählig still werdende Christian konnte es diesen Abend kaum noch zu einem Tanze mit seiner Verlobten bringen. Hans begleitete das Paar bis vor Breneli's Thüre und sagte beim Abschiede: „Trage schön Sorge zu Christian, die Welt ist arg,“ seinem Kameraden, der sich sichtlich zur Freundschaft zwingen mußte, sagte er mit warmem Händedruck: „Sei nicht böse, Christian — es möchte dich sonst gereuen.“ Mit diesen Worten bog er rasch um die Hausecke und ließ die Verlobten allein stehen.

Am folgenden Morgen war großer Jammer auf der Breiten. Hans war verschwunden. Mit Kreide stand auf dem Tische geschrieben, er gehe in die weite Welt, man solle ihn nicht auffuchen — es wäre umsonst. Später hörte man, er habe sich in Solothurn anwerben lassen nach Holland und sei dann über's Meer nach Ostindien.

Ueber das Warum dieses unerwarteten Vorfalles zerbrach sich Mancher den Kopf. Christian wußte und Breneli ahnte es. Drum wollte es noch ledig bleiben, so früh geheirathet thue nicht gut — meinte es; als aber der alte Untervogt starb und Christian die Haushaltung nicht allein führen konnte, ward es seine sorgliche und liebende Hausfrau.

Bei Untervogts verging indessen selten ein Tag, an dem nicht irgend eine Erinnerung an den Breitenhans geweckt wurde, und wenn sich einmal ein Schatten über das heitere Glück des jungen Ehepaares legte, so war es die Erinnerung an den Abend vor der Musterung.

III.

Das waren nun Tage des Jammers und Bangens im Dorfe. Zwar wurde noch viel von Schweigermuth und dergleichen Dingen gesprochen, aber das alte Heldengeschlecht, das sich alljährlich in Fehden umhergetummelt, war ausgestorben. Seit mehr als einem Menschenalter hatten die Waffen im ganzen Vaterlande, wenige kleine Störungen ausgenommen, geruht, und der älteste Mann hatte kein Schlachtfeld mehr gesehen. Man kann sich die Bestürzung denken, die sich nun des jedem Gerüchte preisgegebenen Volkes bemächtigte. Väter und Großväter schnürten ein Bün-

delchen und zogen den im Felde Liegenden nach, um den Besorgten sichere Botschaft nach Hause bringen zu können. Manches alte Mütterchen mit kurzem Athem erstieg in diesen Tagen die Hochwacht, sich die Augen müde zu schauen nach den blauen Jurabergen hin, um wenigstens den Trost mit in's Thal zu nehmen, es habe so ungefähr nach der Gegend hinschauen können, wo Verwandte und Bekannte sich jetzt befänden. Wie manches Ohr legte sich angstvoll hart auf den gefrorenen Boden, um etwa den entfernten Kanonendonner zu hören und sich so manchmal mit selbstgemachter Täuschung unnötigen Kummer zu bereiten. Aber am 2. März, einem trüben und unheimlichen Tage, war's endlich keine Täuschung mehr; der Schall jeder gelassenen Kanone traf stundenweit in ein bekümmertes Herz. Schon beim ersten Morgengrauen des folgenden Tages trafen versperrte Flüchtlinge ein mit der Trauerbotschaft, Alles sei verloren. Gegen Abend waren die Meisten in's Dorf zurückgekehrt, die kommen wollten oder konnten. Mancher konnte freilich nicht mehr; entweder war er in die Hände des brutellsten Feindes gefallen, oder er lag auf dem Felde bei Bingels oder im Walde von Schalunen; Manchen auch trugen die Fluthen der Aare der Heimat zu, um die sich der todte Schwimmer nun nicht mehr kümmerte.

Unter den nicht Heimgekehrten waren auch der Breitenhans und der Untervogt. Einer hatte den Hans, leicht an seiner Uniform erkenntlich, gesehen, wie er hoch zu Ross die Flüchtigen mit blanker Klinge wieder ins Kampfgewühl zurückgetrieben hatte; ein Anderer wollte auch den Untervogt erkannt haben, der, bis auf Hosen und Hemd ausgeplündert, mit dem Händen auf den Sattel eines wilden französischen Husaren geseselt, davongeschleppt worden sei. Der Jammer in des Untervogts Hause ist nicht zu beschreiben, und die Thränen, die Breneli in jenen Tagen vergoß, wären nicht leicht zu zählen gewesen. Wohlgemeinter, aber ungeschickter Trost vergrößerte, wie üblich, das ohnehin große Elend. „Ach Gott im Himmel,“ hieß es, „wenn nur der arme Untervogt gleich hätte sterben können — ach, er hat doch nie einem Kinde ein Leides gethan; aber gewiß haben ihm die Teufel Hände und Füße abgeschnitten, die Augen ausgestochen und dann in seinen Marktern am unweeglichen Orte liegen lassen. Ja, ja, gewiß, so ist's gegangen, 's ist mir, als hätte ich's mit eigenen Augen gesehen — sonst wäre er ja heimgekommen. Heilige Allmacht, hätten sie ihm doch nur gleich einen Pfahl durch den Leib gestossen! . . . Und der schöne, fette Breitenhans — den hat gewiß sein Ross in das schrecklichste Getümmel getragen und dort ist er von den

Seit Jahr und Tag!

Marburg, 22. September.

Am 20. dieses Monats war es ein Jahr, seit die Reichsverfassung außer Kraft gesetzt worden. Wir schauen mit düsterem Blicke zurück auf dieses Jahr der Noth und der Niederlagen; wir fordern Rechenschaft und fragen: was hätte das oberste Gesetz des Staates während dieser Zeit demselben genügt — was hat die Unterbrechung des verfassungsmäßigen Lebens geschadet?

Der Fehler unserer Verfassung, daß die Abgeordneten auf zu lange Dauer gewählt werden — der Fehler, daß man 1861 im ersten Freudentaumel über die Morgendämmerung der Freiheit Vertreter erkoren, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren — daß die Wähler ihr Vertrauen Männern geschenkt, die es nicht gerechtfertigt — all' diese Fehler konnten auf verfassungsmäßigem Wege verbessert werden durch Auflösung des Reichsrathes und der Landtage und durch Vornahme neuer Wahlen.

Was ein neugewähltes, in seiner großen Mehrheit entschieden freisinniges Abgeordnetenhaus gefrommt hätte? Es wäre dasselbe zwar immer nur ein Faktor der Gesetzgebung geblieben, allein — wenn es seine Stellung begriffen — der politisch bedeutendste, weil hinter ihm die Wähler stehen, deren Wille — fort und fort verfassungsgemäß zum Ausdruck gebracht — doch einmal zum Gesetze werden muß.

Ein entschieden freisinniges Unterhaus hätte vor Allem die Aenderung der Verfassung beschloffen und den Ausgleich mit Ungarn versucht — und wäre derselbe auch bis zur Stunde nicht gelungen, so wird doch gewiß der eifrigste Verfechter des 20. September jetzt nicht mehr zu behaupten wagen, daß die Vertreter beider Reichshälften das Werk ihrer Versöhnung nicht besser gefördert hätten, als dies auf der „freien Bahn“ geschehen. Der Ausbau der Verfassung auf freier Grundlage hätte in 365 Tagen weit geführt werden können, die nothwendigsten Volksrechte wären errungen! — Und gesetzt, die freisinnigsten Beschlüsse des Abgeordnetenhauses hätten keinen Erfolg gehabt, so hätten Wähler und Gewählte doch ein reines politisches Gewissen und trügen keine Schuld an der jetzigen Lage.

Was die Auperkrafsetzung der Verfassung uns geschadet? Sie hat das Rechtsbewußtsein erschüttert, das Mißtrauen neu erweckt, hat es so fest sich eintreffen lassen in unsere Seele, daß nun die Grabesblume der Hoffnungslosigkeit üppiger blüht, denn je und alles Keimen, alles Sprossen zu ersticken droht. Diese Zustände haben unsere Feinde ermuthigt, die viel gewagt und noch mehr gewonnen.

Ein gebieterisches Entweder — Oder ruft die Geschichte des letzten Krieges Oesterreich zu. Was uns zu retten vermag — wir Alle wissen es, die Wahrheit wird ziemlich laut gepredigt: es gilt nur zu hören und zu handeln. Wird Oesterreich ein Rechtsstaat sein, eine Macht, groß und stark durch die Freiheit seiner Bürger, reich durch die erschlossenen Hilfsquellen des Landes — oder treiben wir verfassungslös, steuerlos auf den brandenden Wogen — sinken wir noch tiefer, sinken wir bis auf den Grund des Volkselends? Und welche Schlachtfelder dampfen, welche frischen Reichenhügel zählen wir, auf welchen Trümmer sitzen und weinen wir nach Jahr und Tag?

Das Wort eines Volkskämpfers.

Fischhof in Wien, einer der gediegensten Redner des verfassungsgebenden Reichstages, einer der charakterfestesten Männer Oesterreichs, hat ein

Hufen zertreten worden; wer weiß, vielleicht war er nicht einmal ganz todt, als er in ein Loch geworfen und zugedeckt worden ist. Ach Gott, so ersticken unter der Erde, wo man kein Glied mehr rühren kann, das ist erschrecklich. Große Barmherzigkeit, mußte der so weit herkommen, um eines so elenden Todes zu sterben!

Als Breneli in seinem einsamen Kämmerlein die Trauerkleider anzog, wußte es in unendlichem Jammer nicht einmal, für welchen der beiden theuren Todten es mehr leidtragen sollte. Das Mitleid um den heimlich Geliebten früherer Jahre saß fast eben so tief in seinem blutenden Herzen, als um den lieben Vatten, weil es die Klagen um Jenen weniger laut werden lassen durfte.

Zum Glücke wurden Breneli's Trauerkleider und die schrecklich aufgeregten Phantasien der ländlichen Trostfrauen bald überflüssig. Nach einigen Tagen klopfte es spät in der Nacht an des Untervogts Haushüre, und als Breneli in seiner Angst keine Antwort zu geben wagte, bald an das Kammerfensterchen. „Breneli, schläfst du?“ — Heiliger Gott, war das nicht Christians Stimme? Oder — sein ruhelofer Geist! In zitternder Todesangst zog die arme Frau die Decke über den Kopf, als wollte sie sich vor dem entsetzlichen Schreckbilde verbergen. Als es aber noch einmal rief: „Breneli, mach auf, der Breitenhans und ich sind da,“ und eine andere klangvolle Stimme hinzusetzte: „Ja, 's ist schon lange her, daß wir mit einander vor deinem Fenster gewesen,“ da war's dem armen Herzen, als ob es plötzlich aus einem schweren Traume voll schrecklicher Bilder und Qualen erwache und der freundliche Morgenschein mit tröstlicher Klarheit auf die verweinten Augen falle. Im Nu war die Thüre offen und Breneli brauchte lange, bis es inne wurde, daß es in gar zu leichtem Kleide bald an der Brust seines Mannes, bald an der des holländischen Rothrockes lag.

In einer Viertelstunde waren alle Betten der Nachbarschaft leer und die Wirthsstube beim Untervogt mit Männern, Weibern und Kindern vollgepfropft. Knechte und Mägde waren im ersten Laumel fortgerannt und hatten an den Thüren herumgelärrt, als ob der jüngste Tag im Anzuge sei. Da ging's an ein Fragen, Rüfen, Antworten und Erzählen! Soviel wurde endlich klar: Der Gontenschwyler hatte allerdings richtig gesehen, trotz seines Schreckens. Der Untervogt hatte sich mannlich gehalten und wacker drauf losgeschossen; aber in seiner Hitze, hinter einem Dornbusche postirt, nicht bemerkt, wie er allmählig allein stehen geblieben, bis er plötzlich von zwei Seiten mit dem Rufe: „Bougre, bougre!“ begrüßt

offenes Sendschreiben erlassen. In dem Bilde, das er von unseren Zuständen entwirft, sagt er u. A.: „Die Unwahrheit beherrschte seit achtzehn Jahren unsere Lage. Wir können dies um so unbedenklicher aussprechen, als nicht einzelne, sondern eine ganze Summe von Verhältnissen diese Abnormalität verschuldeten. Im Verkehr der Völker mit einander herrschte Unwahrheit. Man hatte Gleichberechtigungssphrasen auf den Lippen und Hegemonielüste in der Brust. Die beiden Männer bei uns hatten oft eine zweifache Ausgabe ihrer Politik, eine kleine Taschenausgabe für sich und den vertrautesten Kreis ihrer Freunde, und eine selbstzensurirte für die Tribune, die Publizistik, das Amt und die Lehrkanzel.“

Und diese Unwahrheit entsprang nicht aus Unredlichkeit, nein, sie war nur der widerspruchsvolle Ausdruck des tiefinneren Zwiespaltes. Zu Hause folgte man seinen nationalen Instinkten, den Regungen seines Herzens, in der Oeffentlichkeit beugte man sich vor den Postulaten der realen Welt, den Forderungen des wirklichen Lebens. So war man stets mit sich in Konflikt, und nicht bloß seinen Gefühlen that man Zwang an, sondern auch seinen Ideen. Da bei uns die Konsequenzen der meisten politischen Gedanken die Unausführbarkeit derselben zeigten, so unterließ man es, seine Gedanken bis zu ihren letzten Schlußfolgerungen zu führen, man zog es vor, den Faden früher abzureißen oder ihn sophistisch an einen Trugschluß zu knüpfen. So sündigten wir gleichzeitig gegen Ethik und Logik, gegen die Gesetze der Moral und des Denkens. Und so verwickelten wir uns immer tiefer in das labyrinthische Gewirre, aus dem es keinen Ausweg gab.

Diese Unwahrheit, wenn auch nicht unsittlich in den Motiven, wirkte entsetzlich in den Folgen. Sie umnebelte den Blick des Staatsmannes, lähmte die Hand des Beamten, umflorte die Stimme des Redners, warf ihre Schatten auf die Physiognomie unserer Journale. Ihr tödtender Hauch vergiftete unser gesamtes Staatsleben. Während überall in Folge der großen Zeitbewegung die Pulse des öffentlichen Lebens freudiger schlugen, oder wenigstens durch die geniale Kraft der Regierenden große nationale Aufgaben sich vollzogen, ward bei uns die politische Atmosphäre immer schwüler und drückender, wurden die Völker immer abgepannter und müder, das Reich immer hinfälliger und flacher. Die politische Luft, in der wir lebten, war irrespirabel geworden. Ein Verbündeter nach dem andern wendete sich ab von dem unheimlich gewordenen Staate und selbst das sprichwörtlich gewordene Glück Oesterreichs kehrte ihm den Rücken, denn das Glück gesellt sich oft zu den Armen und Bedrängten, aber nie zu den Verkommenen.

Diese Verkommenheit rief die tiefste Verzweiflung der Vaterlandsfreunde hervor, denn von wo sollte Hilfe kommen, wer sollte Retter sein, wenn Volk und Regierung fast zwei Jahrzehnte hindurch keine andere Arbeit verrichteten, als die des Sisyfos? Es gibt Vorurtheile der Völker, die nur der Sturm entwurzelt, und politische Miasmen, von denen uns nur Gewitter befreien. Und dieser Sturm brach herein und dieses Gewitter entlud sich und die politische Atmosphäre unseres Vaterlandes ist gereinigt. Oesterreich kann nun genesen; noch ist es nicht gesund, aber von weiser Hand über das heisse Stadium der Reconvalescenz hinüber geleitet, wird es dauernd gesunden.

Oesterreichs Verhältnisse, seine äußeren wie inneren, sind nun klarer und einfacher geworden, und Klarheit der Verhältnisse führt zur Klärung der Ideen. Ihre Einfachheit bringt sie dem Verständnisse der Völker näher, und Verständniß ist die erste Etappe auf dem unfügamen Wege zur Verständigung.“

wurde. Da versuchte denn auch er die Schnelligkeit seiner Füße; aber in dem undurchdringlichen Pulverdampfe fand er sich plötzlich zwischen den Pferden zweier Rothmäntel. Die verstanden das Handwerk. Nachdem der überwältigte Untervogt entwaffnet und gebunden war, eilte der Eine davon auf neuen Fang, der Andere begann gar geschickt den todtmüden Christian auszuziehen und den Mantelsack mit der Beute zu füllen. Nach vollbrachtem Werke setzte sich der Franzose trällernd zu Pferde, nachdem er die gefesselten Hände des Untervogts am Sattel befestigt hatte. So ging's im Trabe davon und der arme Gefangene konnte sehen, wie er nachkam. Die bernische Artillerie donnerte von dem andern Ufer der Aare noch kräftig herüber; aber diesseits hatte sich der Pulverdampf bereits verzogen und man konnte weit über die Fläche wegsehen, wie die Versprengten von ihren Verfolgern eingefangen wurden.

Ueber das Feld her brauste auf schäumendem Rosse ein Rothrock, den blinkenden Säbel in der Faust. „Victoire, viva la France!“ schrie der Untervogts Begleiter, als der Reiter näher gekommen; Christian aber hatte schärfer geschaut und schrie aus Leibeskräften: „Hans, Breitenhans!“ Der Reiter schaute um — aber von da an konnte der Untervogt nicht deutlich berichten, was vorgegangen. Er erinnerte sich nur, blinkende Säbel gesehen und pfeisende Hiebe gehört zu haben; dann sei er kräftig gepackt und in den Sattel gehoben worden. Als er wieder so recht zu sich selber gekommen, sei er in scharfem Trabe neben Hans hergeritten, der ihn mit der Linken am Hosenbunde festgehalten und in der Rechten den blutigen Pallast getragen habe. „Als ich,“ bemerkte der Untervogt weiter, „die Augen wieder ordentlich gebrauchen konnte, sah ich am Sattelschnipse noch die zerschnittenen Stricke, an die ich vorher gefesselt, und der Schimmel, auf dem ich ritt, ist ein französischer; er steht draußen im Stalle, wenn ihr ihn sehen wollt. Hans wollte mit aller Gewalt wieder zu den Bernern zurück, obgleich er schon wußte, wie französische Hiebe thun, — bei diesen Worten richteten sich Aller Blicke auf die schwarze Binde, die unter Hansens Tschafschirme sichtbar war. — Ich mochte ihn nicht gerne verlassen und hatte bald von einem Bauer einen Roß erhandelt, denn der französische Mantelsack war doch dahintengeblieben. Aber Gottlob, möchte ich fast sagen, sind wir zwei Tage vergeblich herumgeritten, überall von den Franzosen geheßt und sind nun für den Augenblick wenigstens wohlbehalten da. Indessen wird der Franzos auch nicht lange auf sich warten lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Marburger Berichte.

(Das Kriegsministerium) hat an den Ausschuss unserer Sängervereine nachstehende Zuschrift erlassen: „Das Kriegsministerium brecht sich, dem löblichen Komite für die zu Gunsten des Infanterie-Regiments Nr. 47 und des 20. Jäger-Bataillons gemachte patriotische Widmung, welche gleichzeitig durch die Wiener-Zeitung veröffentlicht wird, die dankende Anerkennung auszudrücken, und trifft in billiger Berücksichtigung der Ungleichheit der beiderseitigen Standesverhältnisse die Verfügung, daß vom Infanterie-Regimente Nr. 47 — 14 und vom 20. Jäger-Bataillon 6 Mann, welche im Sinne der ausgesprochenen Widmung zur Theilnahme berufen sind, hierfür in Vorschlag gebracht werden. Die bezüglichen Vorschlagslisten werden dem löblichen Komite nach ihrem Einlangen sogleich zugemittelt werden.“

Sollte es jedoch in der Absicht gelegen sein, beide Truppentkörper mit dem gewidmeten Betrage zu gleichen Theilen zu theilen, so wollte es dem löblichen Komite gefällig sein, dies dem Kriegsministerium bekannt zu geben.

Wien am 7. September 1866.

Für den Kriegsminister: v. Schiller. FMV.

(Landwirthschaftliches.) Am 21. d. M. besuchte der Stadtrath Herr Single aus Stuttgart auf seiner Durchreise von Ofen unsere Stadt. Herr Single ist von der württembergischen Regierung mit der Einrichtung einer Weinbauschule in Stuttgart betraut und bereist zu diesem Behufe die berühmteren Weinbauschulen in Oesterreich. Nachdem er Klosterneuburg und Ofen besucht, war es der Zweck seines hiesigen Aufenthaltes, das Programm der landwirthschaftlichen Filiale über die Organisation solcher Lehranstalten im Allgemeinen und über die Errichtung eines Filialgartens, eines Versuchshofes und einer Weinbauschule in Marburg durch eine Besprechung mit dem von der Landwirthschafts-Filiale hierzu gewählten Ausschuss kennen zu lernen. Da die traurigen Verhältnisse dieses Jahres das Inslebentreten der Neben- und Obstbauschule verzögert haben, so konnte der Ausschuss nur die zur Gründung der Anstalt gemachten Vorarbeiten und den Plan derselben vorlegen. Herr Single stimmte den Anschauungen der Filiale über die Organi-

zung des landwirthschaftlichen Unterrichtes vollkommen bei, und betonte insbesondere die Zweckmäßigkeit einer Weinbauschule und eines Versuchshofes in Marburg, als dem Mittelpunkt des Weinbau treibenden Unterlandes. Die ausgezeichneten Weine der gräflich Brandis'schen Keller fanden den vollsten Beifall des Herrn Stadtrathes: die Weine von Rheinreben und Muskattrauben wegen ihrer vorzüglichen Blume, die jüngeren Moslerweine wegen ihres großen Zuckergehaltes. — Besonderer Auszeichnung werth erklärte Herr Single auch die Rieslingweine des Herrn Stampf wegen ihrer feinen Blume und den 1862er Ausbruch wegen der seltenen Harmonie in seinen Bestandtheilen. Am 22. verließ der verehrte Gast Marburg, um über Wien in seine Heimath zurückzukehren.

(Versteigerung.) Morgen den 24. September Vormittag um 9 Uhr werden auf dem Sophienplatz sechzig ausgemusterte Husarenpferde gegen Barzahlung versteigert.

(Photographie.) Herr S. Volkman, Eigenthümer einer photographischen Anstalt in Graz, deren Bilder sich durch Reinheit, Schärfe und Naturwahrheit vortheilhaft auszeichnen, gedenkt hier eine Filiale zu errichten: der Salon wird am 1. Oktober im Hause des Hrn. Stichel eröffnet werden.

Letzte Post.

Vier österreichische und vier italienische Kommissionen haben die Uebergabe des Kriegsmaterials in Venetien anzuführen.

In Preußen ist eine allgemeine Amnestie erlassen worden. Eine Bestimmung des zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Friedens bezieht sich auf die Abdankung des Königs Johann. Hessen-Darmstadt soll sich in einem geheimen Friedensartikel verpflichtet haben, im Kriegsfall Preußen 25,000 Mann zur Verfügung zu stellen.

Der Gesundheitszustand Napoleons soll sich bedenklich verschlimmert haben.

Die Bewegung in Sizilien wird zu einem förmlichen Aufstande, die Regierung hat jedoch Truppen genug, um denselben unterdrücken zu können.

Das amerikanische Geschwader im mittelländischen Meere wird verstärkt.

Kaiser Maximilian trifft Vorbereitungen zur Abreise.

Telegraphischer Wiener Cours vom 22. September

5% Metalliques	62.25	Kreditaktien	154.90
5% National-Anlehen	68.70	London	128.60
1860er Staats-Anlehen	81.40	Silber	128.—
Banckattien	729.—	K. K. Münz-Dukaten	6.16

Geschäftsberichte.

Marburg, 22. September. (Wochenmarktsbericht.) Weizen fl. 4.65, Korn fl. 3.85, Gerste fl. 2.55, Hafer fl. 1.50, Aukurup fl. 3.70, Weiden fl. 3.20, Hirsebrein fl. 2.50, Erdäpfel fl. 0.95 pr. Mehen. Rindfleisch 20 fr., Kalbfleisch 22 fr., Schweinefleisch jung 24 fr. pr. Pfund. Holz 18" fl. 3.50, detto weich fl. 2.40 pr. Klafter. Holzsohlen hart fl. 0.56, weich fl. 0.40 pr. Mehen. Heu alt fl. 1.30, neu fl. 0.— Stroh, Lager fl. 1.10, Streu fl. 0.90 pr. Centner.

Warasdin, 20. September (Wochenmarktsbericht.) Weizen fl. 4.85, Korn fl. 3.75, Gerste fl. 2.50, Hafer fl. 1.55, Aukurup fl. 3.60, Erdäpfel fl. 1.10 pr. Mehen.

Rundmachung.

Von Montag den 24. d. M. an werden täglich Vormittag von 8—12 und Nachmittag von 3—6 Uhr am Sophienplatz ararische Pferde gegen sogleiche Barzahlung im Vizitationswege verkauft werden.

Marburg am 22. September 1866.

(373)

Annonce.

Beim Herannahen der Weinlese empfiehlt der ergebenst Gefertigte seine einbruchsficheren Kellerschlösser im Preise von 7 bis 10 fl. pr. Stück. — Auch sind daselbst feuer- und einbruchsfichere Cassen zu den billigsten Preisen am Lager.

Vincenz Kanduth,

Alteegasse Nr. 167.

371)

Die Niederlage der Kappler Cement-Fabrik

befindet sich bei

F. Kolletnig in Marburg.

(263)

Dieselbe empfiehlt sowohl hydraulischen als auch Portland-Cement-Kalk, sowie Cement-Wasserleitungsröhren in allen Dimensionen, Pflaster- und Dachplatten in verschiedenen Grössen zu besonders billigen Preisen.

Aecker-Verpachtung.

(360)

Die zur Picardie gehörigen Aecker werden im Ganzen oder parzellenweise auf mehrere Jahre verpachtet. Pachtliebhaber werden hiemit eingeladen.

J. & R. Pfrimer.

Grazer-Vorstadt Nro. 108.

An der

(359)

Handelschule zu Marburg

beginnt das Schuljahr am 1. Oktober.

(Aufnahme bei Herrn Professor Epl.)

Verantwortlicher Redakteur: Franz Wiesthaller.

Z. N. St. G.

Druck und Verlag von Eduard Janisch in Marburg.

3. 365.

(365)

Rundmachung.

Das unterzeichnete Stadtgemeindeamt gibt hiemit bekannt, daß das Präliminare über die Einnahmen und Ausgaben der Stadtgemeinde Marburg für das Jahr 1867 im Sinne des §. 52 des Gemeindestatutes vom 20. September d. J. angefangen durch 14 Tage zur Einsicht der Gemeindeglieder im Bureau des Bürgermeisters aufzulegen wird.

Stadtgemeindeamt Marburg am 17. September 1866.

Der Bürgermeister:

Andreas Tappeiner.

Bauplätze

sind in der Kärntner-Vorstadt zu verkaufen, so auch ein Keller auf 24 Startin zu verpachten. — Auskunft wird ertheilt bei Herrn Pregl in Marburg und im Comptoir dieses Blattes.

(367)

Ein Keller auf 100 Startin

ist zu vergeben in der Alteegasse im Friedrich Veyerschen Hause.

(370)

Nr. 3771.

(372)

Edikt.

Vom k. k. Bezirksamt Tüffer wird hiermit bekannt gemacht: Es werde der sämtliche bewegliche Nachlaß des am 17. August d. J. verstorbenen Restaurateurs von Steinbrück, Ignaz Dietlein und seiner Ehegattin Johanna Dietlein im öffentlichen Lizitationswege hintangegeben, u. z. am 11. Oktober 1866 von 11 bis 12 Uhr mehrere Präciosen, Uhren, Ringe, Nadeln, Ephestecke etc. etc. in der Amtskanzlei im Schätzungswerthe von beiläufig 150 fl., am 11. Oktober d. J. von 3 bis 6 Uhr und nöthigenfalls am 12. Oktober d. J. von 9 bis 12 Uhr 19 Startin verschiedener Gattungen Weine, als: Pettauener vom Jahre 1865, Rittersberger v. J. 1861, Jerusalem dttto., Plattenscher v. J. 1865, Piderer v. J. 1863, dann Kolozer, schwarzer Bonobizer, Ofner, Radkersburger und einheimischer im Gesamtwerthe von 2200 fl. im Keller im Markte Tüffer, am 22. Oktober d. J. und die folgenden Tage von 9 bis 12 und von 3 bis 6 Uhr sämtliche Wirthschafts-, Küchen-, Keller- und Restaurationsgeräte, Tischwäsche, Service, Möbel, Leibeswäsche und Kleidungsstücke im Eisenbahn-Stationengebäude zu Steinbrück.

Wovon Kauflustige hiemit verständigt werden.

K. k. Bezirksamt Tüffer als Gericht am 13. September 1866.

Sehr guter Traber

(364)

zu verkaufen; derselbe ist 6 Jahre alt, über 15 Faust hoch, sehr fromm und etwas zugeritten. Wäre namentlich gut in einen der landesüblichen Einspanner zu Distanzfahrten. Steht in Laßnitz bei Lembach, Nr. 3.

Eisenbahn = Fahrordnung für Marburg.

Nach Wien:	Nach Trient:
Abfahrt: 6 Uhr 19 Min. Früh.	Abfahrt: 8 Uhr 15 Min. Früh.
6 Uhr 43 Min. Abends.	9 Uhr 2 Min. Abends.
Nach Villach: Abfahrt: 9 Uhr Früh.	